

Warum war Doukarelis nach all den Jahren an diesen abgelegenen Ort zurückgekehrt? Hätte er irgendwo untertauchen und unbemerkt bleiben wollen, wäre er anderswohin gefahren, wo ihn niemand kannte. Aber hier hat er eine Vergangenheit. Und eine zweifelhafte Gegenwart. Von einer Zukunft jedoch ganz zu schweigen. Kehrt der Mörder nicht immer an den Ort des Verbrechens zurück? Wollte er hier seine Knochen zurücklassen, wie es angeblich die Elefanten auf ihrem mystischen Friedhof tun, wenn sie das Ende nahen fühlen? Obwohl Doukarelis' Seele einem wolkenverhangenen Himmel im Herzen des Winters gleicht, hat er nicht vor, sich vom Leben zu verabschieden. Zwei Aufgaben stärken seinen Lebenswillen: die Universität und Ismini. Seine Forschungen und Ausgrabungen sind seine moralische und berufliche Verpflichtung.

Doukarelis sucht in sich selbst nach dem Anfang der Geschichte, nach dem Ariadne-Faden, der sich in seiner Seele verknotet hat. In seiner Eigenschaft als Archäologe wollte er seine eigene Vergangenheit ausgraben, seine Erinnerung freilegen. Er selbst weiß am besten, dass er – im Sinne seiner Wissenschaft – Fragen stellen muss, die er zum Teil auch beantworten kann, wenn er in der Tiefe der Zeit zur Essenz der Dinge vorstößt. Er muss bei der Frage nach dem *Warum* anfangen, um Schlussfolgerungen ziehen zu können. Nur, dass in seinem Fall die meisten Fragen auf quälende Weise unbeantwortet bleiben.

Er will die Vergangenheit mit der Gegenwart versöhnen, um in die – wie auch immer geartete – Zukunft zu blicken. Er hat das Rieseln der Sanduhr im Ohr, er weiß, dass er nicht mehr jung ist. Er befindet sich im Herbst seines Lebens, die Blätter vergilben und fallen, bald ist er im Winter angekommen, auch für ihn ist das Ende absehbar. Aber noch ist er kein alter Mann, den die Zeit in die Knie gezwungen hat. Ja, er ist hierhergekommen, um mit sich selbst ins Reine zu kommen, um Ordnung ins Chaos zu bringen. Er fragt sich, ob er ein Masochist ist, der sein Schicksal beweint und – voller Weltschmerz – alle tragischen Erinnerungen und Erfahrungen nacherlebt. Doch er weiß, dass er – so wie einst Cassiopeia – auf diesem Boden seine Spuren hinterlassen hat. Es ist der Ort der lebenden Toten, der Gespenster und Schatten, die im hintersten Winkel seines Gedächtnisses, von Spinnweben überzogen, auf ihren Auftritt warten. Es ist der Boden, auf dem seine Ruinen stehen, es ist sein Jerusalem, oder auch die Erde, aus der die Triebe seines neuen Lebens wachsen werden. Dieser *kleine Vorgarten von Naxos*, wie er einmal einen Einwohner von Naxos über Koufonissi sagen hörte, war für ihn der Nabel der Welt, der Wendepunkt seines Lebens und auch seines Todes.

Jetzt ist er hier und wandert über die Insel. In jeder Ecke, im Wechselspiel von Licht und Schatten, in den heiter bis wolkigen Stimmungslagen des Himmels, in der sibyllinischen Schrift, die der Wind auf die Felsen malt, in den Wellen des Meeres – überall sieht er Antigonis Gestalt und Cassiopeias schmerzlichen Blick. Sie kommen auf dem alten Wanderweg von Pori herüber. In